

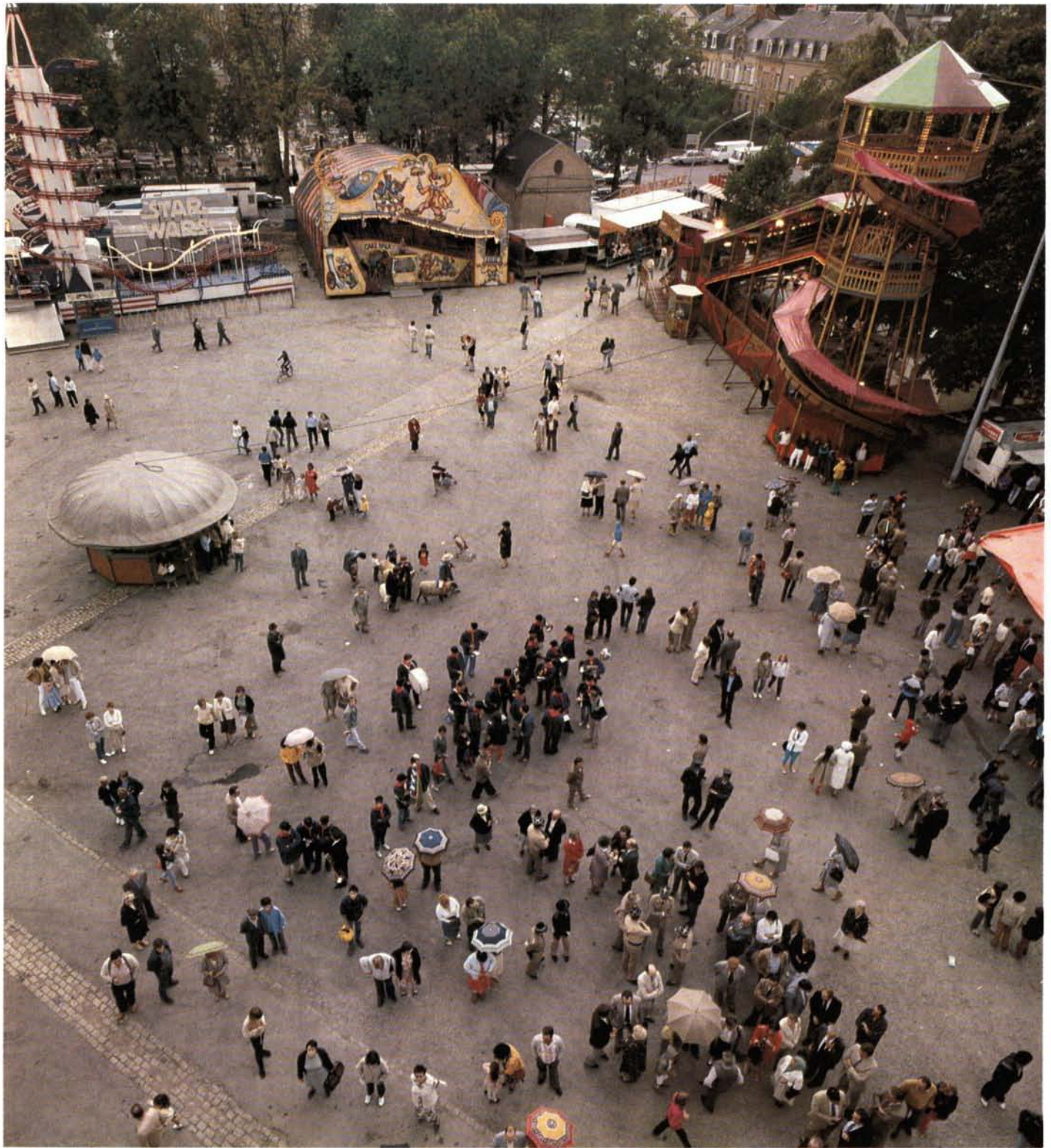
Unsere Schueberfouer

Spitzbübisch lächelnd fingerte Will Lofy an seiner „Hämmelsmarsch“-Skulptur, und es war wie weiland während der Hochzeit zu Kanaan: aus der Tiefe des neuen Brunnens am „Roude Pätz“ sprudelte ein spritziger Mosel, den sich die versammelten Honoratioren an jenem schwülen Augusttag wohl munden ließen, trotz der stillosen Plastikbecher, in denen der gute Tropfen gereicht wurde.



Lofys „Hämmelsmarsch“-Einweihung fiel, wie hätte es anders sein können, mit der offiziellen Eröffnung der 642. Fouer zusammen. Volksfest-Stimmung in der Hauptstadt wie in längst vergangenen Zeiten: Schäfer Josy Grettnich trieb wie eh und je seine Hammel die „Neipuerts-Gaass“ hinauf zum Glacis, und den Klängen des von der Limpertsberger Harmonie gespielten „Hämmelsmarsch“ folgte ein bunter Zug frohgestimmter Bürger, mittendrin die Riege der „Offiziellen“ – Schöffen, Stadträte und sonstige Würdenträger – die ihrer jungen Bürgermeisterin das Geleit gaben.

Immer noch ein Hauch von Belle Epoque



„La mentalité du public a un peu changé, mais la Foire au Luxembourg est toujours une bonne affaire.“ – Jean La Gaufre, leutselig, landbekannt, ein Waffelverkäufer wie aus dem Bilderbuch, hat seinen Stammpatz auf der Fouer seit nunmehr 21 Jahren. Seinen festen Wohnsitz hat der Belgier – mit richtigem Namen heißt er Jean Van der Vaeren – in Laken bei Brüssel, doch alljährlich ab Ostern verlegt er sein Familienleben in den Wohnwagen, mit dem er dann in Luxemburg von Kirmes zu Kirmes zieht. Das beginnt mit der Escher Osterkirmes, anschließend verheißt der „Oktavmärchen“ einen sensationellen Umsatz an Waffeln mit viel



Schlagsahne, und die Zeit bis zum Beginn der Fouer ist er wieder auf den verschiedensten Kirmesplätzen hauptsächlich in der Minettegegend anzutreffen.

Ein bißchen vom fahrenden Volk früherer Zeiten ist immer noch an ihnen haften geblieben, auch die heutigen Forains haben etwas Unverwechselbares, das sie vom biederem Bürger unterscheidet, und dieses gewisse Etwas, scheint es, vererbt sich in den allermeisten Fällen auch auf den Nachwuchs. „En quelque sorte, on est une grande famille“, sagt Jean La Gaufre, nachdem wir neben seinem Stand in zwei Campingsesseln Platz genommen



haben. „L'entreprise, ça va toujours de père en fils, et c'est très rare que les enfants quittent le métier. Il y a là une certaine ambiance . . .“

Schon sein Großvater war Forain gewesen, er hatte 1887 in Flandern mit einem jener Karusselle angefangen, die noch geschoben werden mußten, die jugendlichen Freiwilligen, die diese Arbeit übernahmen, hatten anschließend Anrecht auf eine Gratisfahrt.

Daß Jean Van der Vaeren als Waffelverkäufer so oft im Großherzogtum anzutreffen ist, hat seinen guten Grund: „Les Luxembourgeois, vous savez, ils aiment bouffer. Ce qui est typique pour la Foire au Grand-

Duché, ce sont les innombrables restaurants, où les gens viennent manger le plat traditionnel, le poisson frit, les frites et le vin de Moselle. Vous ne trouverez cela ni en Flandre, ni en Wallonie . . .“

Und zum Nachschich dann der „Eisekuch“ bei Jean La Gaufre.

Zwischen Nostalgie und Vergnügungsindustrie

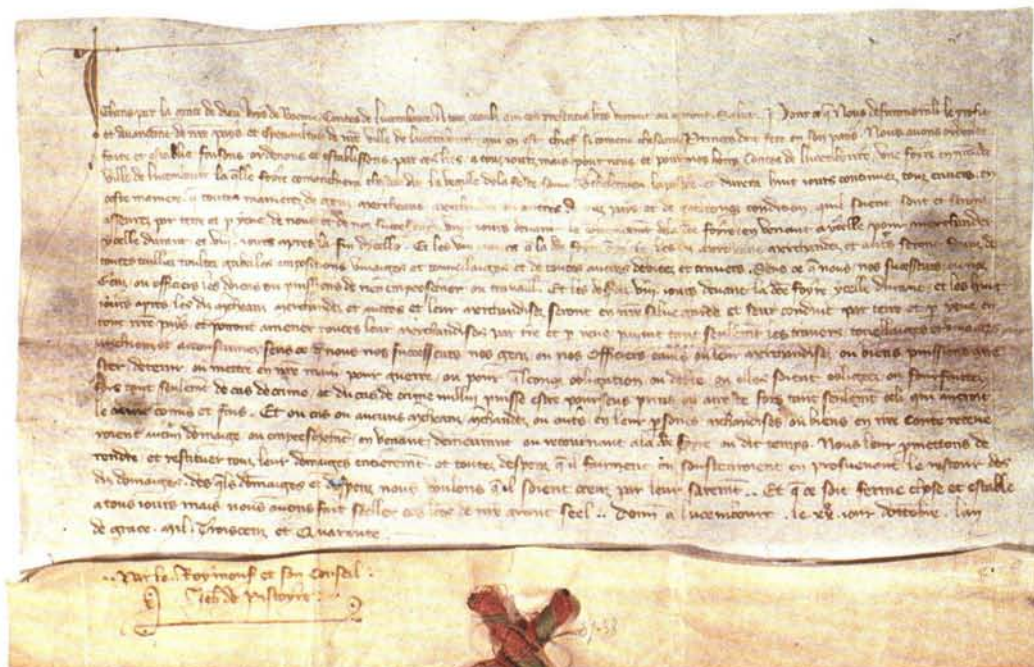
Bezeichnenderweise hat der französische Schriftsteller Pierre Vialet, der einen Großteil seiner Kindheit in einer bürgerlichen Luxemburger Familie verlebte, seine Erinnerungen an das Groß-

herzogtum zwischen den beiden Kriegen unter dem Titel „La Foire“ veröffentlicht: aus der Sicht des kleinen Pierre mußte das Leben in Luxemburg damals ein einziges lukullisches Fest gewesen sein; daß eine solche Lebensart nur einer Oberschicht vorbehalten war, konnte er ja nicht wissen.

Ein Hauch von Belle Epoque haftet unserer Schueberfoer auch heute noch an, obwohl die moderne Vergnügungsindustrie in den letzten Jahren alles dransetzt, die wenigen sympathischen Überbleibsel der Vergangenheit mit ihrer seelenlosen Elektronik zu verdrängen. Doch die traditionsbewußten Luxemburger werden schon



**Am 20. Oktober 1340
legte Johann der
Blinde mit dieser
Urkunde den
offiziellen
Grundstein der
Schueberfouer.**



dafür sorgen, daß aus ihrer Fouer kein riesiger Lunapark wird, dafür hängen sie zu sehr an den bewährten Buden und Manegen der guten alten Zeit, die immer noch ihren Stammpfatz auf dem Glacis-Feld haben. Wer wollte schon das herrliche Jugendstil-Pferdekarussell mit seiner Dampforgel missen, was wäre die Fouer ohne Riesenrad und Achterbahn, wieviel Atmosphäre ginge verloren ohne die lebendigen Ponys, die nostalgischen Kinderkarusselle, die Nougat-Stände und vor allem die zahlreichen, größtenteils von Luxemburgern geführten Restaurants mit ihrem charakteristischen Duft nach „gebaake Fësch“? Der alte Popcorn-Verkäufer, die Dame mit den Plastikenten, die Meerschweinchen-Lotterie, die wächserne Wahrsagerin in der Glaszelle oder der Mann mit der karierten Jacke, der seit Menschengedenken seine kanadischen Gesundheitsbonbons anbietet, sie gehören einfach auf die Fouer, sie sind Erinnerung an längst vergangene Kinderzeiten, als „Knuppauto“-Fahren noch ein Abenteuer war und die Kunststoff-Schädel der alten Geisterbahn uns noch nachts aus dem Schlaf schreckten.

Historisches

Offiziell wurde dieses Jahr die 642. Fouer eröffnet, gerechnet seit jenem berühmten 20. Oktober 1340, als Johann der Blinde, König von Böhmen und Graf von Luxemburg, ihren Grundstein legte. Doch vieles spricht dafür, daß unsere Schöbermesse noch einige Jährchen mehr auf dem Buckel hat. Der Historiker Alain Atten hat neulich in der RTL-Sendung „Uechter d'Land“⁽¹⁾ zusammen mit Marc Thoma darüber Näheres zu berichten gewußt.

Bereits im Jahre 1225, so Alain Atten, sei in unserer Hauptstadt auf dem Grundstück des Münsterordens

ein Jahrmarkt abgehalten worden, der allerdings damals noch nicht lange bestand, denn Königin Ermesinde und ihr zweiter Mann, Graf Walram von Limburg, gaben den Patres erst in jenem Jahr die Erlaubnis, eine Marktsteuer zu erheben. Es dauerte allerdings bis zum Jahre 1295, ehe Luxemburg ähnlich anderen großen europäischen Städten von Kaiser Heinrich VII. das Recht zugesprochen wurde, eine mehrere Wochen dauernde Messe abzuhalten, die auch Händler aus anderen Ländern anreisen ließ. Die neue Messe, die sich von Anfang an auf Tuchhandel spezialisierte und damit dem Metzger Wollmarkt Konkurrenz machte, be-

gann in der zweiten Woche vor Pfingsten und sollte höchstens bis Mitte Juni andauern, wenn Ostern auf ein spätes Datum fiel.

Da der König den Händlern freies Geleit versprach, schien der Erfolg dieser auf dem Handelsweg Italien-Niederlande gelegenen Messe gesichert. Zwar ist uns kein Dokument über diese Zeit erhalten geblieben, doch es scheint, daß die sechswöchige Messe einige Jahre abgehalten wurde, dann aber in den Pestjahren 1315-1318 einging.

Historisch belegt jedenfalls ist die Tatsache, daß der Sohn Heinrichs VII., Johann der Blinde, die Messedau-



Die Seckbachs, Moritatensänger, um die Jahrhundertwende



er am 20. Oktober 1340 um fünf Wochen reduzierte und ihren alljährlichen Beginn auf den Vorabend des St.-Bartholomäus-Festes festsetzte: „Elle commencera chacun an la vigile de la fête de St. Bartholomé apôtre, et durera huit jours continuels tous entiers en cette matière“, steht in der Gründungsurkunde zu lesen. 1341 bereits spricht man vom „Bartholomäus-Markt“.

Der Name „Schueberfouer“ stammt, neueren Erkenntnissen zufolge, von ihrem ersten Standort, „Scadeburg“, auf luxemburgisch „Schuedbuerg“, und dieser Ort war der des Hl.-Geist-Klosters und lag dort, wo später die Kaserne hinkam. Auch von einer „Chaudebourg“-Fouer geht, laut Evy Friedrich²⁾ in einer Urkunde die Rede, und Dicks hatte bereits nachgewiesen, wie aus „Schadeburg“ „Schadeberdeg“ und dann „Schabermis“ und schließlich „Schuebermess“ wurde. Als die Messe später auf den mittleren Limpertsberg und schließlich auf den Glacis verlegt wurde, hat sich der Name erhalten.

Gut 500 Jahre lang, bis zur Französischen Revolution, war die Fouer ein traditioneller Jahrmarkt, der von den Handwerkerzünften der Stadt, an der Spitze die Wollweber, geleitet wurde. Die Wollweber wählten auch den „Fouermescher“, der für die Dauer der Veranstaltung deren Leitung übernahm und von einem „Sergeanten“ sekundierte, ein Posten, der jedes Jahr aufs neue meistbietend versteigert wurde, und der im Volksmund „de Bouwekinnek“ hieß, wohl weil dieser während der Messe für Ordnung sorgen mußte. Die „Bouwen“, das waren in diesem Fall die „Spitzbuben“. Bald schon begannen diese „Ordnungskräfte“ ihre begrenzten Machtbefugnisse während der Schobermessezeit auf das ganze Stadtgebiet auszudehnen, so daß sie sich schließlich von Kaiserin Maria Theresia einen scharfen Verweis einheimsten.

Die Fouer zieht aufs Glacis-Feld

Im Lauf der Jahre erwies sich der alte Standort sehr bald als zu klein, und nachdem der Wald gerodet worden war, zog die Fouer im Jahre 1610 auf den Glacis, ein Umzug, der sich bis in unsere Zeit bewähren sollte.

Die Schobermesse war damals von großer wirtschaftlicher Bedeutung. Zu den angebotenen Tüchern und Wollwaren kamen nach und nach andere Handelsartikel, und nachdem schon Topfhändler sich niedergelassen hatten, wurde im Jahre 1660 auch Porzellan verkauft, und bald gehörte auch der Stand der Luxemburger Faïencerie Siebenbrunnen zu den festen Einrichtungen. Im 17. Jahrhundert kam noch ein Rinder- und Ferkelmarkt hinzu, der Bauern und Händler aus allen Teilen des Landes anlockte, und noch vor der Französischen Revolution begann sich die Handelsmesse langsam in einen Vergnügungsmarkt zu wandeln. Im Laufe des 18. Jahrhunderts spielten bereits Kapellen zum Tanz auf, es gab Sandkegelbahnen und ein uraltes Glücksspiel, das der Volksmund „Paroli“ nannte. Wann der erste „Lukas“ auf der Fouer auftauchte, weiß man nicht. Der Wein war saurer als heute, das Bier schlecht, was jedoch keineswegs ausgedehnte Trinkgelage verhinderte. Eine ausgesprochene Vergnügungsmesse wurde die Fouer erst Mitte des vorigen Jahrhunderts. Wohl boten die Echternacher, die Nospelter und die Schweicher Töpfer ihre Waren noch weiter an, genau wie die Porzellanfabrik Siebenbrunnen, doch im Jahre 1844 tarnten auf der Fouer eine „Eingeborene der Insel Antigua“ und eine „Urbewohnerin Australiens aus Neu-Guinea“ auf, die in Wirklichkeit von gar nicht so weit herstammten, es waren Triererinnen. Das Schaugeschäft hatte begonnen.

Evy Friedrich: „Und es kamen Zauberer, das Leiden Christi in Wachfiguren, Panoramen mit den Jahreser-

eignissen, die um die Jahrhundertwende von Kinematographen abgelöst wurden, die ja vom Rummelplatz aus die Welt eroberten.“

Nationalheld John Grün trat 1897 im „Theater Fernando“ auf, unvergessen bleibt auch der Moritätenstand der Seckbachs, einem Ehepaar, das diesen Namen nach dem schaurigen Lied „Komm Karline, komm Karline komm, wir woll'n nach Seckbach gehn, da ist's so wunderschön“ erhalten hatte. Und während Frau Seckbach sang, drehte ihr Mann die „Turlatein“ und zeigte mit einem Stock auf Zeichnungen, die das jeweilige Repertoire, dem man für fünf Centimes zuhören konnte, anschaulich untermalten.

Die Geschichte des „Hämmelsmarsch“

Begonnen hat es, laut Alain Atten, mit einem Glockenspiel und einer Melodie, die am Anfang überhaupt nichts mit „Hämmel“ zu tun hatte, woher sie stammt, hat bis heute keiner herausgefunden.

Das alte Glockenspiel der Kathedrale spielte die Weise schon vor der Franzosenzeit, seit wann genau weiß man nicht.

Später übernahm der hauptstädtische Schützenverein, die Sankt-Sebastian-Bruderschaft – im Volksmund „d'Schéiss“ genannt – die Weise und machte daraus ihren Parademarsch. Am Schobersonntag hatte die Bruderschaft alljährlich ihr Preisschießen, und weil der erste Preis ein Hammel war, wurde der Name „Hämmelsmarsch“ geboren. Nach der Französischen Revolution wurde die „Schéiss“ aufgelöst, der Hämmelsmarsch blieb, und Michel Lentz schrieb später das Lied dazu.

Quellen:

¹⁾ Alain Atten, Marc Thoma, „Uechter d'Land“, eine RTL-Sendung, die bald als Buch erscheinen soll.

²⁾ Evy Friedrich – „Aus der Geschichte der Schobermesse“ in „Lëtzeburger Revue“.

